

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 2 (1926)
Heft: 31

Artikel: Garuda [Fortsetzung]
Autor: Hauff, August Allan
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-833799>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«GARUDA»

ROMAN VON AUGUST ALLAN HAUFF

(Nachdruck verboten)

17
Wollen Sie sich mein Zimmer ansehen, Gräfin Astgard?»
«Gern, Dimitri Petrowitsch,» sagte sie ohne Bedenken und kleinliche Erwägungen.

Er ging neben ihr her, versunken in die Melodie ihres Gesanges, und in seinem Kopf wallten wieder Schöpferträume.

Er schloß die Tür auf. «Hier wohne ich.» «Sie wohnen sehr nett.» Sie setzte sich in einen Sessel.

«Dimitri, ich möchte, daß Sie groß und stark werden, doch dazu muß man Sie ganz verändern. Es macht mir Vergnügen, Sie aufzurütteln; wenn Sie wünschen, daß ich Sie liebe, müssen Sie handeln können.»

«Ich kann handeln, aber ich weiß nicht, wohin ich mit meinen Kräften soll.»

«Zur Höhe, Dimitri. Es gibt eine indische Legende, und Sie sollen daraus lernen. Eine Frau war krank, sehr krank, und die Aerzte versprachen ihr nur Genesung, wenn sie den Mond, das Getränk Gottes, als Medizin nehme. Da war ein Jüngling, und er wollte die Frau retten, er verwandelte sich in einen Adler und kam mit dem Mond in den Klauen zurück. Das ist nur ein Märchen, aber ist es nicht schön? Werden Sie zum Adler, Dimitri, verwandeln Sie sich, opfern Sie mir den Träumer und verrichten Sie Wunder. Dann kann ich Sie lieben.»

Warrender dachte an seine unglückliche Situation. «Ich bin so arm, Gräfin Astgard, mein einziger Reichtum sind Sie. Sie verlangen einen teuren Preis für Ihre Liebe.»

«Glauben Sie, eine Frau kann den Alltag lieben?» fragte Xenia von stolzer Höhe herab. «Was sind Sie denn, daß ich Sie lieben könnte? Mir schmeichelt es nicht, daß Sie mich begehren. Ich verschenke mich nie. Aber wenn ich einem Manne meine Liebe gebe, dann weiß ich, warum ich es tue, dann muß ich ihm alles geben, was ich habe.»

Xenia war schön wie nie; er hatte nie eine Frau in solcher Ekstase gesehen, sie war in einem Rausch, als sie so sprach. Sie war eine Heilige und Kurtisane zugleich, Erzengel und Bacchantin, wollüstig und jungfräulich.

Viel später erwachte Dimitri aus seinem Rausch. Sie war schon vor einer Stunde gegangen. Aber seine Entschlossenheit hielt nicht lange an und wich bald quälenden Erkenntnissen. Sachlich stellte er fest, daß er der harten Liebesprobe, die Xenia von ihm verlangte, nicht gewachsen sei. Er war ein Schwärmer und unfähig, ein neues, siegreiches Leben aufzubauen.

Sechzehntes Kapitel.

Der berühmte Friseur Barmuche in Monte Carlo lehnte sich über einen gänzlich unberühmten Herrn, der in einer Art aufklappbarem Streckstuhl lag wie ein Opfer auf dem Altar, und rasierte ihn bis unter die Haut.

Zwei Helfer standen links und rechts in weißen Kitteln vor einem beweglichen Spiegel und drehten ihn mit einer Geschicklichkeit, daß der Herr sich den Hals verrenken mußte, wollte er einen Blick von sich erhassen.

Nachdem er rasiert war, rief er in den Nebenraum: «Hallo, sind Sie noch da?»

«Natürlich,» erklang die wohlbekannte Stimme Fürst Pjotr Petrowitsch Gurows von nebenan. Als Fürst Gurow als wohlrasierter Gentleman von seinem Stuhl entlassen worden war, klopfte er Dobriner, der ihm entgegenkam, auf die Schulter und verließ mit ihm das Geschäft.

Fürst Gurow hatte Dobriner, zufällig wie immer, wenn er ihm begegnete, auf eigenartige Weise in der Zentrale der Spieler, Hochstapler, Millionäre und Lebedamen wiedergetroffen. Er war von Paris abgereist in der Hoffnung, unter dem ewig blauen Himmel, der sich über die Gegenden der Riviera spannt, die Frau zu vergessen, die seine Gedanken nicht aufgeben konnten. Aber er hatte sich getäuscht, weder die märchenhafte Naturszenarie noch das nervöse Leben im Spielkasino und in den großen Hotels brachten Ablenkung. Alles versank, die grünen Felder der Spieltische und die der Natur, wenn er sich das Bild der Gräfin Astgard wieder heraufbeschwor. Weder Nastjenkas Schicksal in Amerika noch der Verbleib Dimitris kümmerten ihn, diese Wochen waren ein einziger Kampf mit sich selbst, denn eine Stimme in ihm, die nicht zum Schweigen zu bringen war, forderte unaufhörlich auf, nach Berlin zu fahren, wo die Gräfin Astgard lebte. Dann war sein Entschluß gereift, der Morgen sah ihn in den Räumen des deutschen Konsulats, ein Visum für Deutschland verlangend, und hier war es, wo Dobriner ihm entgegentrat, gleichfalls mit einer Einreisebewilligung für Deutschland. Anschließend waren sie gemeinsam zum Friseur gegangen, um jetzt eine kleine Frühstücksstube aufzusuchen.

Bei einem Glase Weißwein und einigen Koletts erklärte der Fürst, er suche einen Herrn, der Berlin genau genug kenne, um als Führer zu dienen.

Dobriner nahm diesen Posten sofort an.

Während er dem Fürsten behilflich war, seine Koffer zu packen, gab Pjotr Petrowitsch den Grund seiner Reise zu. Dobriner konnte ihm gerade in dieser Beziehung behilflich sein, seine Aufgabe bestand darin, die Adresse Gräfin Astgards ausfindig zu machen und vorsichtig nach ihren Verhältnissen zu forschen, denn was er über sie wußte, war so gut wie nichts. Wenn Gräfin Astgard in ihrer Ehe glücklich lebte, dann konnte er sich ihr nicht nähern. Das mußte er zuvor wissen, ob seine Aussichten nicht ganz und gar verloren waren.

Warrender fuhr zusammen.

«Sie brauchen sich nicht zu fürchten, Durchlaucht. Mein armer Sohn ist nicht mehr fähig, Worte zu verstehen. Er ist wie ein kleines Kind geworden. Er weiß nicht, daß wir von ihm sprechen.»

«Fürchtbar,» sagte Warrender dumpf und suchte nach tröstenden Worten.

«Mein Sohn leidet an einer fixen Idee. Er versucht Tag und Nacht ein Mittel gegen den Verbrennungstod zu erfinden. Das ist das einzige, was er treibt. Wir lassen ihn bei seinem Wahn; er redet sich ein, die Menschen vom Tode befreien zu können.»

Der Kranke wandte sich mit einer plötzlichen Bewegung an Warrender. «Erlauchter Fürst,» lallte er mit schwacher Stimme. «Hören Sie auf



PIZ PALÜ

Phot. A. Steiner

Am späten Nachmittag bestieg Fürst Gurow mit seinem «Sekretär», Dobriner hatte sich diesen Titel zugelegt, den Expreszug.

In die Kissen zurückgelehnt, war sein erstes Gefühl, als die Landschaft vor den Fenstern unaufhaltsam zu fliehen begann, bittere Reue, daß er über eine Frau seinen Bruder vergessen konnte. Es war lächerlich, daß er hier im Zug saß und einen verkommenen Polen als Detektiv engagierte; an die Seite Nastjenkas gehörte er, die ihr Leben dem Verschollenen opferte.

Siebzehntes Kapitel.

«Es war ein entsetzliches Unglück,» erzählte die verhärmte Rumänin nach dem Essen, das von Natalie Prinzel in gewohnter sorgfältiger Weise angerichtet war, und blickte schau auf ihren Sohn, der mit wirren Augen Warrender betrachtete. «Wir wohnten in einer dritten Etage, das Feuer kam vom Boden und die Decken stürzten ein. Mein Mann war von den Flammen eingeschlossen worden, nur wenige Schritte trennten ihn von meinem Sohn, doch er konnte keine Hilfe leisten. Er sah seinen Vater ein Raub der Flammen werden, und davon ist mein armer Sohn krank geworden. Die Aerzte haben die Hoffnung aufgegeben. Mein Sohn ist nicht zu heilen.»

Der Kranke folgte aufmerksam dem Gespräch und brach an dieser Stelle in hysterisches Gelächter aus.

die Worte dieser Dame. Zweifellos sind sie so wahr wie das Evangelium. Sie hat das Verdienst, die Mutter des größten Erfinders aller Zeiten zu sein. Es ist Ihnen natürlich bekannt, Majestät, mit welcher berühmten Persönlichkeit Sie sich gegenwärtig unterhalten.»

«Ja, das ist mir bekannt,» sagte Warrender ergriffen.

«In der Tat, mein Name hat sich herumgesprochen. Napoleon ist mein größter Verehrer. Auch Friedrich der Große hat mir einige Orden angeboten. Ich habe sie natürlich zurückgewiesen. Ich bin ein Mann der Wissenschaft, Sie verstehen, Majestät, wir machen uns nichts aus solchen Dingen. Hat diese Dame Ihnen von meiner sehr hervorragenden Erfindung erzählt, erlauchtester Fürst?»

«Ihre Mutter hat mir davon erzählt.»

«Das ist grandios, Majestät; geben Sie zu, daß ich der gewaltigste Mensch des Jahrhunderts bin? Kein Mensch kann in Zukunft mehr sterben. Ich besitze das Allheilmittel gegen sämtliche Todesarten. Fragen Sie, wen Sie wollen. Fragen Sie meinen Freund Napoleon, fragen Sie Columbus, fragen Sie Caruso oder den Papst, überall werden Sie die gleiche Antwort erhalten: genial.»

«Ich zweifle nicht daran.»

Der Kranke nickte bedeutungsvoll mit dem Kopf, riß dann plötzlich die Augen auf und machte mit beiden Händen eine abwehrende

Geste. «Nein, nein, Majestät,» rief er mit blinder Aengstlichkeit. «Um keinen Preis, Sie mißverstehen mich, ich wünsche durchaus nicht an Ihren Hof berufen zu werden. Machen Sie nichts aus Orden, bin ein Mann der Wissenschaft, haben Sie Erbarmen mit mir, Majestät. Ich gehe nicht, gehe nicht an Ihren Hof!»

Achtzehntes Kapitel.

Dobriner bemühte sich in einem längeren Vortrag, dem Fürsten das Wesen von Akontzahlungen und Vorschüssen auseinanderzusetzen. Seine Bemühungen waren von Erfolg gekrönt, Pjotr Petrowitsch zeigte sich nachgiebig, so daß Dobriner einen Seufzer der Erleichterung ausstieß und sich befriedigt auf das Fußende des Divans setzte, auf dem Fürst Gurow von den Strapazen der Reise Erholung suchte.

Am frühen Vormittag waren sie angekommen, auf Dobriners Rat hatten sie in einer vornehmen Pension in der Hardenbergstraße Zimmer bezogen und sich dort sofort häuslich eingerichtet. Das erste war ein Blick ins Telefonbuch gewesen. Fürst Gurow überzeugte sich davon, daß Gräfin Xenia im Grunewald wohne, und notierte ihre Adresse und die Anschlußnummer.

«Durchlaucht,» hauchte Dobriner zart, weil der Fürst eingenickt war. «Durchlaucht!»

Pjotr Petrowitsch schlug die Augen auf. «Was ist denn noch, Dobriner?»

«Ach Durchlaucht, wollten Sie schlafen?» entschuldigte sich Dobriner. «Gute Nacht, Durchlaucht!»

«Ist das alles?»

«Alles ist zuviel gesagt, Durchlaucht. Wäre es nicht das beste, Gräfin Astgard gleich anzurufen, bevor sie aus dem Hause geht?»

Fürst Gurow schüttelte den Kopf. «Das darf ich nicht, Dobriner. Bevor ich mich mit der Gräfin in Verbindung setze, muß ich wissen, ob ich ihr nicht lästig falle. Das auszukundschaften, habe ich Sie mitgenommen. Versuchen Sie, etwas über Gräfin Astgards Leben zu erfahren.»

Dobriner stand ratlos da und erinnerte sich schwach an die Sherlock-Holmes-Romane, die ihn in seiner Jugend begeistert hatten. Er wollte noch eine Frage an den Fürsten richten, aber Pjotr Petrowitsch war schon wieder eingeschlafen und drehte sich auf die Seite. Unschlüssig drehte Dobriner den Hut in der Hand. Aber sein Verstand verließ ihn nicht, seine Pupillen weiteten sich förmlich vor Schamheit. Seine Meinung ging dahin, daß man sich erst vergewissern mußte, ob die Gräfin überhaupt in dem Haus des Grafen Astgard wohne, es war ebensogut möglich, daß sie nicht mit ihrem Gatten zusammenlebte. Er lief zum Telefon und forderte die notierte Nummer. «Hallo, bitte Gräfin Astgard!» rief Dobriner in den Apparat. «Am Telefon,» entgegnete eine Stimme. Dobriner hing den Hörer beruhigt an und verließ mit der Miene einer überaus wichtigen Persönlichkeit das Haus. Dobriner fuhr zum Grunewald, betrachtete die schöne Villa mit hochachtenden Blicken und ließ sich auf einer Bank nieder mit der festen Absicht, einen Tag lang die Gräfin Astgard nicht aus den Augen zu lassen. Es war noch sehr früh, und Dobriner nahm durchaus nicht an, daß Gräfin Astgard zu den Frühstückstheerinnen und Nachtwandlerinnen gehörte, aber er gehörte zu den Menschen, die warten konnten. Wenn er darüber nachdachte, hatte er sein ganzes Leben nichts anderes getan, als gewartet, und so fiel es ihm auch jetzt nicht schwer, untätig dazusitzen und des Kommenden zu harren...

An diesem Morgen zählte Warrender trübselig seine Barschaft.

Sein Vermögen betrug noch dreißigtausend Mark.

Seine hoffnungslose Situation vertrieb seine hochtrabenden Ideen, auch körperlich fühlte er sich matt und abgespannt. Sein Gehirn war zuviel Stürmen ausgesetzt gewesen, auf glühende Aufwallungen folgten ernterückende Kälteschauer, und ständig wechselte Ebbe und Flut in seiner Gedankenwelt. Seine Seele, für Schönheit überempfindlich, war nicht abgehärtet genug, um Enttäuschungen ertragen zu können. Xenia oder nicht Xenia, das war die Frage seines Lebens geworden, und daran knüpfte sich unzählige andere Fragen, die ebenso schwer zu beantworten waren. Was sollte geschehen, wenn auch diese dreißigtausend Mark verbraucht waren? Er sah plötzlich, daß er alles verkehrt angefaßt hatte; warum hatte er nicht durch große Inserate und Büros nach Pjotr suchen lassen?

Warrender philosophierte nicht über seine Lage, er sah jetzt nur die Wirklichkeit und versuchte, sich danach einzustellen. Es mußte die Grundlage erobert werden, von wo aus man schaffen konnte.

(Fortsetzung auf Seite 10)



Gertrud Swoboda

die junge Zürcher Künstlerin, die am Konzert Ferrari als Solo-Pianistin mitwirkte

(Fortsetzung von Seite 7)

Dimitri bewirbt sich um einen Sekretärposten in einer Maschinenfabrik und gibt unachtsamerweise als Referenz seine frühere Stelle an. Schon glaubt er sich im Besitze der Stelle und baut Luftschlösser, als er Xenia trifft.

«Bauen Sie an unserem Haus?» fragte sie. «Das Portal ist schon fertig, Gräfin Astgard!» Er sagte es so bestimmt, daß sie ihn erstaunt ansah.

Wenige Minuten später, als Gräfin Astgard das Café betreten hatte, ächzte Dobriner durch die niedrige Tür, sah sich vorsichtig um, wo sie Platz genommen habe, und zwinkerte unwillkürlich mit den Augen, als er sie neben einem großen, stattlichen Herrn entdeckte. Das hatte er sofort geahnt, daß Gräfin Astgard hier jemand treffen wollte, auch daß man kaum mit dem eigenen Ehemann ein Stelldichein in einem verschwiegene Winkel hat, leuchtete ihm ein. Aufmerksam den fremden Herrn betrachtend, sagte er sich ferner, daß Fürst Guraw, dem er diente, scharfe Konkurrenz hatte und daß er höchstens Außenseiterchancen geltend machen konnte. Dobriner setzte sich an die Wand ihnen gegenüber, bestellte Tee und vertiefte sich mit melancholischer Gleichgültigkeit in eine Zeitung, um hinter dieser die Ohren zu spitzen. Aber was er hörte, war nur heimliches Geflüster und unterdrücktes Lachen. Dobriner schüttelte mitleidsvoll den Kopf, als er an Pjotr Petrowitsch dachte, der sich um diese Frau bewarb.

«Also jetzt sagen Sie mir, was es Neues gibt,» bat Xenia. «Ich bin doch kein Kind.»

«Es handelt sich um die Grundlage. Wenn sich der Teufel nicht dazwischen mengt, bin ich finanziell unabhängig und geborgen.»

«Sie haben eine Stellung?»

Warrender sagte lächelnd: «Ich habe die erhabene Aussicht, Sekretär eines Herrn Sallus zu werden. Die Aussicht von meinem Herrenhaus auf die Suchona wäre mir zwar lieber, aber davon kann ich heute nicht mehr leben.» Xenia erwiderte nichts. «Sie scheinen nicht sehr entzückt zu sein?» «Nein, Dimitri, Sie sollen nicht Sekretär werden.» «Es soll doch nur vorübergehend sein.» «Sie haben wahrscheinlich recht, Dimitri. Ich vergesse immer, in welcher Lage Sie sich befinden. Wollen Sie nicht gleich zu Herrn Sallus fahren?» «Es wäre mir lieb, Gräfin Xenia.» «Schön, ich begleite Sie.» Dobriner rief hastig den Kellner, um zu bezahlen, und eilte mit Riesenschritten aus dem Café, um die Gräfin und ihren Begleiter nicht aus den Augen zu verlieren. Er sah sie im Tunnel der Untergrundbahn verschwinden und erreichte im letzten Augenblick den Zug, der gerade abfuhr. Sie standen ein paar Schritte weiter als er; listig beobachtete er, wie sie in dem Gedränge dicht nebeneinandergeschmiegt standen und wie die Gräfin jedesmal an ihm Halt suchte, wenn der Zug eine Kurve nahm. Dobriner wurde ganz gerührt über diese verliebten Kundgebungen, und zu gern hätte er erfahren, wer dieser Mann war, der die Unnahbarkeit der Gräfin Astgard bezwungen hatte. Er hoffte, das herauszubringen, denn damit hatte er ein gutes Stück Arbeit getan, wenn er dem Fürsten melden konnte, wen die Gräfin zu lieben schien. Die Reise ging bis zum Alexanderplatz; Dobriner folgte ihnen vorsichtig, um nicht bemerkt zu werden. Vor einem Haus in einer schmalen, grauen Geschäftsstraße blieb die Gräfin stehen, während der Unbekannte die Treppe hinaufstieg. Sofort durchsuchte Dobriner eine Idee. Er betrat ebenfalls das Haus und blieb abwartend vor der Türe eines Büros stehen, in das der Freund der Gräfin Astgard gegangen war.

Warrender entdeckte ein Fräulein, mit dem er sich schon am Morgen unterhalten hatte, hinter der Barriere.

Sie sah auf. «Herr Warrender, nicht wahr?» fragte sie kühl. Er nickte.

Ohne ihre Aufmerksamkeit von dem Diktat abzuwenden, sagte sie wie wegwerfend: «Die Stellung ist besetzt, Herr Warrender. Wir bedauern.»

Fassungslos blieb Warrender stehen. Der Weg zur Tür wurde zu einer langen Reise, zwischen Zorn und Apathie hinausschwankend. Das Fräulein war der Meinung, daß Warrender wiedergekommen sei, aber als sie aufsaß, stand ein anderer Herr vor der Barriere, der sie heranwinkte und sehr geheimnisvoll tat.

«Ist er das?» fragte Dobriner flüsternd und deutete auf die Tür.

«Wer?»

Das wollte Dobriner eben nicht. «Ich meine, ist er's?»

«Wen meinen Sie denn? Diesen Herrn Warrender?»

«Ja, ja,» lächelte Dobriner süßlich. «Diesen Herrn Warrender!» Mit dem Aufgebot seiner ganzen Liebenswürdigkeit versuchte Dobriner etwas Näheres über diesen Herrn zu erfahren

und war sehr erstaunt, als er hörte, daß sich der Freund der Gräfin Astgard um eine Stellung beworben habe. Er hatte ihn für den Chef gehalten, aber er verriet sich nicht, tat ganz selbstverständlich und ließ durchblicken, daß sich der Mann auch bei ihm um eine Stellung bemühe. «Hatten Sie einen Grund, den Herrn Warrender nicht zu engagieren?» fragte er, den Hut in der Hand verbiegend. «Ich meine, können Sie mir empfehlen, den Mann anzustellen?»

Das Fräulein zuckte die Achseln. «Wir haben nichts gutes über ihn erfahren. An seiner letzten Stelle ist er wegen Einbruchs entlassen worden.»

Dobriner Augen verglasten sich. «Wegen eines Einbruchs?»

«Soviel ich weiß, ja.»

«Ein Einbrecher,» stöhnte Dobriner und schlug die Hände zusammen. Darauf war er nicht gefaßt. Wie kam dieser Mann zur Gräfin Astgard? Dobriner witterte Verbrechen, sicher hatte er sich an sie herangemacht, Gräfin Astgard schwebte in Gefahr, vielleicht war ihr Haus bedroht, vielleicht zielte er es auf Erpressungen ab. Blitzschnell schwirrte das durch Dobriner Kopf, dann drehte er sich auf dem Absatz um und fuhr auf schnellstem Wege zu Pjotr Petrowitsch, um ihm Bericht abzustatten.

Warrender ging schweigend neben Gräfin Astgard her, ohne ihr erklären zu können, was vorgefallen war.

«Es ist nichts geworden?» fragte Xenia besorgt.

«Nein, nichts geworden.»

«Was werden Sie nun tun?»

Warrender lachte bitter auf. «Ich werde Stiefelbänder verkaufen, das ist meine Zukunft.»

«Sie sollen nicht so reden, Dimitri Petrowitsch,» sagte Xenia errötend, weil sie nicht verstand, daß derselbe Mann, der Schlösser bauen wollte, so mutlos werden konnte. «Sie wissen selbst nicht, was Sie reden. Sie haben gar nichts verloren; es wäre mir ein schrecklicher Gedanke gewesen, wenn Sie solche Stellung angenommen hätten. Das war Ihrer nicht würdig. Seien Sie Fatalist, Dimitri! Glauben Sie daran, daß alle Wege unseres Schicksals vorgezeichnet sind, alles erfüllt sich im Leben.»

«Alles erfüllt sich im Leben!» höhnte Warrender. «Mein ganzes Leben ist eine einzige Erfüllung! Ich hatte alle Ursache, Fatalist zu werden.» «Sie müssen sich dazu zwingen, Dimitri Petrowitsch.» «Nein, nein, nein,» rief Warrender qualvoll aus. «Ich glaube nicht an Schicksal und Bestimmungen, das ist Lüge! Glauben Sie mir das, nur Bettler sind Fatalisten; wer siegen will, ist stärker als sein Schicksal und schlägt das Leben tot. Der Mensch ist nicht auf Gott, sondern auf sich angewiesen.» Er redete sich in eine unnatürliche Hitze hinein, das Blut stieg ihm zu Kopf, Ahnungen fingen ihn ein und ließen ihn den ganzen Abend nicht wieder frei.

«Wohin führt Ihr Weg, Dimitri Petrowitsch?» fragte ihn die Frau, die er liebte.

Warrender sah sie schweigend an und fühlte das jagende Blut, das ihn stark machte. Weg-

bewußt riß er Xenia in seine Arme, hielt ihren glühenden Kopf mit beiden Händen und küßte sie auf den brennenden Mund.

Neunzehntes Kapitel.

Nastjenka Ssergejewna zögerte einen Moment, bevor sie in das Büro Stuyvesant Fish's eintrat. Ihr schwaches Herz erbeute, obwohl sie wußte, daß Dimitri nimmermehr zum Verbrecher herabgesunken sein konnte. Hinter der Erklärung des Fabrikanten ahnte sie einen Irrtum, eine Verwechslung, vielleicht ein Geheimnis, das sie nicht zu entwirren vermochte. Man hatte sie getöbet, ihr Mut zugesprochen, sie sogar in der Meinung bestärkt, daß der Verbrecher, dessen Namen Stuyvesant kannte, ein anderer als Dimitri sei, und endlich hatte sie den Rat des Amerikaners befolgt, den «Fürsten Guraw» durch ein Institut suchen zu lassen. Nun hielt sie die Klinke der Tür in der Hand, mutlos zu hören, was der Detektiv zu berichten hatte.

Außer Mabel und Stuyvesant Fish war in dem Zimmer ein größer, breitgewachsener Mann, aus dessen Mund eine winzige Shagpipe hervorragte, anwesend. Seine Beine hingen schlaff übereinander, und seine Augen blickten melancholisch in den Rauch, wie eine zur Untätigkeit verdamnte Maschine lag er in seinem Sessel, und erst als Nastjenka eintrat, zeigte es sich, daß in der rauchenden Statue Leben steckte, weil er in diesem Augenblick die Pfeife zur Seite legte und sich zu einer Verneigung erhob. «Ah, Sie sind da!» rief Stuyvesant aus und schüttelte ihre Hand.

(Fortsetzung folgt)



Albertina Ferrari

die berühmte italienische Violinvirtuosin, kommt in den nächsten Tagen aus Mailand und wird am 5. August im Kursaal-Konzertsaal ihr erstes Konzert in Zürich geben

Zuletzt noch das Wichtigste

ein Fläschchen 555 zum Erfrischen während der Reise und als dezentes Parfum auf den Toiletentisch

555

Eau de Cologne

Zur Hauptpflege: Hygie-Crème, Seife u. Puder

CLERMONT & E. FOUET, Parfumeurs — PARIS — GENÈVE

Alle Tage wieder Alle Tage lieber

Kussa auf Brot

Aus dem NUKO-WERK J. KLAUS-RAPPERSWIL S.G.

Annoncen-Regie

RUDOLF MOSSE

ZÜRICH UND BASEL

OLYMPIA

DER SCHWEIZER STUMPEN

Cigarrenfabriken Eichenberger & Brismann BEINWIL a/SEE

Im Sommer treten Zahnschmerzen infolge zu schneller Abwechslung warmer und kalter Speisen und Getränke auf. Führen Sie daher ständig

Aspirin-Tabletten „Bayer“

die bewährten Schmerzmittel, bei sich. Achten Sie auf die Original-Packung mit der Reglementations-Vignette und dem Bayer-Kreuz.

Preis für die Glasröhre Fr. 2.— Nur in den Apotheken erhältlich.

Ich benütze gegen

Haarausfall

nur

Rausch's Haarwasser

J. W. Rausch, Emmisholen (Schweiz)

Vorfänge

Schnebli

Albert-Biscuits

machen den kleinen Kindern große Freude

Bedellgroßhandel in naturweiß oder in jeder beliebigen Nuance gedruckter, weißer oder farbiger und Terrassenmöbel etc. liefert zu Fabrikpreisen

Rohr-Industrie Rheinleiden Volmy & Janny

Verlangen Sie unsere illust. Hauptkatalog!